

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 55.

Mittwoch, 6. März.

1929.

(21. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Else Wibel.

Benita steht am Fenster und hört dem ewigen Rauschen nach, das durch die Kronen der Fichten geht. Ruhelos ist dies gewaltige Rauschen von nah und ferne um das Haus.

Sauber geharkte Wege ziehen sich draußen durch den Wiesenplan. Es wäre Wohltat, wenn Schritte diese glatte Gepflegtheit zerstören würden. Rasche, feste Männer Schritte sollen auf diesen Wegen durch die durchrauschte Stille der Nacht kommen.

Die Kerze flackert unruhig. In dem spärlich beleuchteten, kahlen Zimmer ist eine eingeschlossene Luft. Benita läßt die Fenster weit geöffnet und zieht nur die dünnen Vorhänge zusammen.

So vermag man es gleich zu hören, wenn die Schritte draußen klingen.

Sie löst langsam die Flechten. Aber die Finger gehorchen ihr nicht. Ein paar der starken Nadeln, womit sie die Haare aufgesteckt trägt, fallen klirrend zu Boden. „Wie Ketten klingt das. Ketten, die bei jeder Bewegung klirren“, denkt sie zielloos.

Dann liegt sie auf dem Fellebett und ihre Hände krampfen sich in das kühle Leinen. Die Schritte. Die Schritte.

Aber nichts ist da, als das Rauschen, das monoton und einschläfernd abebbt, um immer neu anzuschwellen.

Nach ausgestreckt liegt Benita Mironow. Die Hände über der Brust gekreuzt, die sich kaum hebt.

Sie könnte eine der steinernen Borne sein, auf den Sarkophagen in der Gruft von Schwolin.

Ob sie auch einmal so hinaushorchen mußten, mit allen Sinnen auf Schritte in der Nacht.

Ob ihre Herzen einmal ebenso wild, von Sehnsüchten gejagt, diesen Schritten entgegenschlügen.

Die Frauen dort unter dem Boden der Schwoliner Kapelle dürfen ausruhen.

Benita Mironows Herz ist schwer von Verlangen nach diesem Frieden der steinernen Borne. Schlafen dürfen. Nicht mehr von Gedanken gepeinigt liegen müssen.

Unruhig, wie die großen Flügel eines Riesenvogels, heben und senken sich die Vorhänge an den Fenstern.

Benita Mironow sieht darauf hin. Für Sekunden taucht zwischen ihnen ein Stück Land auf, von Wald umgeben. Verschwindet wieder, kommt neu hervor. Schwimmend im Licht des Mondes, der jetzt um die Ecke des alten Hauses gekommen ist.

Oder ist diese flimmernde Kühle gar nicht der Mond? Ist Schnee gefallen? Weiß, samtweich, alles Leben bedeckend.

Ihre Gedanken wollen sich verwirren. Einmal schreut sie noch auf: Fremdes ist in ihr. Ein fremder Wille, unheimlich erbarmungslos. Wie aus weiter Ferne dringt das Rauschen zu ihr. Ein einziger, aufdringlicher Akkord.

Dann ist alles verwischt. Ihr Kopf sinkt ein wenig zur Seite.

Aber auch im Schlaf behält sie dieses sonderbar wache, fremde Empfinden.

So als warte etwas auf sie, draußen im kalten Schneelicht. Sie weiß: sie muß jetzt aufstehen und hinausgehen. Nur die Glieder wollen ihr nicht gehorchen. Und bebendes, flatterndes Zittern des Her-

zens ist in ihrem ganzen Körper, als fände es nirgends mehr Ausweg und Ruhe.

Dennoch wird sie hinausgehen müssen. Etwas wartet dort unter den Bäumen in geducktemauern.

Wie mühsam es ist, dieses Schreiten mit nackten Füßen über den Schnee. Gleich Flammen brennt es unter den Sohlen. Weiter. Drüben im Schatten der niederen Tannenschonung steht jemand, den man nicht zu erkennen vermag. Aber dort am aadern Ende der Schneise ist das nicht Kolga? Kolga, das Gewehr im Anschlag. Sie kann ihn nicht deutlich sehen. Wie seltsam. es ist doch gar nicht so sehr weit entfernt und Taghelle liegt über dem Wald.

Oder ist es Sep Sollern, der dort drüben lehnt? Sep, der den Anzug ihres Mannes trägt. Sie wird hingehen und sehen, wer es ist, der dort steht und wartet.

Blötzlich ist alles im Nebel. Wind fährt drohend daher. Jemand lacht. Zweige biegen sich. Im Finstern sind nahe Schritte.

„Der Silberfuchs. Heute nacht kommt er. Willst du, daß ich ihn erlege?“

Da ist Indrit. Seine hohe Lammfellmütze starrt über dem Militärmantel. Unter dem Dreieck schwarzer Haare funkeln kleine, schräge Augen. — Wie ein böses, sprungbereites Tier steht er dort, salutiert. Und diese Bewegung, in dieser Stunde und an diesem Ort, ist das Teufelste, was ein Mensch erfinden kann.

In den Körper der Frau hegt sie das Leben zurück. Benita Mironow versucht sich zu bewegen.

Mit einem Satz ist der Kerl dort neben ihr: „Gib mir Kolga Mironow. Sag, gibst du mir deinen Mann jetzt endlich frei?“

Benita richtet sich steif auf. „Ich gebe dir ihn wieder“, sagt sie laut.

Indrit nimmt die Mütze vom Kopf, schwenkt sie wie toll.

Aber das ist nicht mehr die schmierige Lammfellmütze. Ein riesiger Silberfuchs setzt durch die Luft. Er bellt heiser, wie Wölfe es tun, die Beute wittern.

Indrit reißt das Gewehr an die Waake. Sie sieht die schwarze Mündung. Und dieses dunkel glänzende Loch ist dorthin gerichtet, wo der Mann steht, dessen Umrisse sich verschwommen gegen die Wand des niederen Gestrüpps abheben. Durch die Stille kommt das starke Schlagen eines Herzens. Sie hört es deutlich.

Ein leiser metallischer Ton.

Der Mann dort vorne wendet sein Gesicht ihr zu. Von irgendwoher fällt Helle darauf.

„Sep. Sep.“ An dem lauten Schrei seines Namens wacht Benita Mironow auf, sieht sich verwirrt um: sie liegt in ihrem Bett und die weißen Vorhänge heben und senken sich wie die Flügel eines Riesenvogels.

Jemand hämmert an die Tür.

„Benita, was ist geschehen?“ Es ist Sep Sollerns Stimme. Heiße Sorge ist darin.

Benita taumelt auf. Hinüber nach der schmalen

Türe, gegen die noch immer die Angst der rasenden Fingerringel schlägt.

„Ich bin hier. Was ist es, Benita . . . Antworten Sie . . .“

Hart, stoßweise geht Sollerns Atem. Es ist deutlich zu hören. Sekundenlang ist es wie das huschende Lächeln eines unermesslichen Glücks auf dem Gesicht der Frau. Und ein törichtes Verlangen steht in ihr auf.

„Wäre doch wirkliche Gefahr. Sep Sollern ist da. In seinen Armen ist Schutz und Ruhe und kraftvolle Geborgenheit.“ — Sie schweigt.

Die alte Tür erzittert unter einem furchtbaren Tritt.

Benita Mironow zuckt zusammen. Da sie ihm nicht geantwortet hat, ist er entschlossen, ihr Hilfe zu bringen, um jeden Preis . . . zu ihr zu dringen . . .

Vorgebeugt steht sie, atemlos . . . Und abermals splittert Holz unter wütendem Anprall der Fäuste . . .

Benita Mironow legt die Hände um ihren Hals, in dessen Adern das Blut tobt.

„Es ist nichts. — Ich habe geschlafen. Ein häßlicher Traum . . .“

Sie muß sich sehr bemühen, daß ihre Worte Klang erhalten.

„Verzeihen Sie, Benita — ich war in Sorge um Sie — Gute Nacht . . .“

Benita Mironow geht langsam über den jungen Grasboden, in dem die blauen Leberblumen stehen. Über ihr ist das zitternde Spiel hellen Laubwerks an den gebuckelten Ästen alter Buchen.

Mitten im blaß-silbernen Frühlicht sitzt Sep Sollern auf einem moosbewachsenen Stamm, der quer über die Wiese liegt. Im Reitsitz, das aufgeschlossene Stizzenbuch vor sich, verharrt er unbeweglich und sieht in die ungewisse Dämmerung des Waldes da vor ihm.

Als er den zögernden Schritt hinter sich hört, wendet er sich, schwingt sich von dem Stamm und kommt ihr sogleich entgegen.

„Guten Morgen, gnädige Frau.“

Sie sieht es sofort und eine große Mutlosigkeit will sie übersallen: da ist es, das Unbeteiligte, Achtslose. Augen, die über alles fortgehen. Starrheit, die hinter einer betonten Unpersönlichkeit steht und wie mit einer Eisschicht ihn von allem abschließt.

Sie denkt: ich darf nicht taumeln. — Überall sind drohende Abgründe . . . Und sie versucht, etwas mit den Blicken festzuhalten . . . Die Buche, Blumenbüschel dort in der Sonne. Aber alles weicht vor ihr zurück, verschwimmt zu Wesenlosem . . . Selbst die Sonne verlöscht . . .

Wo war ein Halt . . . ? Überall droht Einsamkeit. Vermochte man sie noch zu ertragen nach all dem, was war . . .

Irgendwie gelingt es dann doch: sie geht aufrecht Sep Sollern entgegen.

„Ich habe Ihnen Unbequemlichkeiten bereitet mit dieser törichten Angewohnheit, sehr lebhaft zu träumen. Das tut mir leid.“

Sie fühlt, wie glühende Rote ihr Gesicht und Hals überströmt. Er sieht sie an . . .

Dann antwortet er mit einem verbindlich abschließenden Wort, das jede Erwiderung von vorn herein zur leeren Phrase stempelt.

Eine Weile gehen sie so die Waldschneise entlang, die zu der Fahrstraße führt. Er macht lang ausholende Schritte, so als wüßte er, diesen Weg so gut wie möglich zu kürzen. Sein Gesicht ist kalt, verschlossen, beinahe ohne Ausdruck.

Nichts erinnert mehr an die geheimen Schauer einer vertraulichen Haltung, die ihnen solch ganz einsame Wege zu hohen Festen gewandelt haben.

Nach einer Weile wendet er sich ihr mit einer Gebärde weltmännischer Höflichkeit voll zu.

„Frau Bönne hat mich zu melden, daß der Starhof hierher unterwegs sei. Sie richtet eben ein Frühstück für einige halbverhungerte Bataillone. So kann ich mich nachher von Ihren Verwandten verabschieden . . . Wenigstens vermute ich, daß die übliche Höflichkeits-

atrappe eines dringenden Telegramms, das ich selbst aufgab, heute noch an mich gelangt . . .“

„Sie werden abreisen . . .“ Ihre Kehle ist wie wund von der kurzen Anstrengung dieses Sprechens.

„Ich muß abreisen, Benita . . .“

Um die Ecke, von der Straße her, biegt in tausendem Tempo ein Motorrad, hält dicht vor den beiden.

Mamascha . . .

Anna-Dorothee, glühend vor Lust an der raschen Fahrt, winkt ihrer Mutter. Im nächsten Augenblick springt sie vom Rücksitz und ihre Arme fliegen um Benitas Hals.

„Es ging, Mamascha. Jasper war sehr zufrieden. Er sagt: für das erstmal geradezu glänzend. Jede Kurve glatt genommen. Es war herrlich.“

Und Jasper, der Jüngere, die Maschine noch zwischen den aufgestemmen Beinen, lacht, lacht in einer ganz unverhohlenen Freude zu Anna-Dorothee hinüber, von der er keinen Blick wendet.

„Sie ist ein famoser Sportkamerad, Tante Benita.“

Benita Mironow sieht von dem einen der beiden Jungen zum anderen . . . Also so stand es mit ihnen! — Unbeschreibliche Wärme flutet . . . Anna-Dorothee, Kind du . . . und Jasper . . . Gleich darauf zuckt es um ihren Mund . . .

An all dem ist sie achtlos bis heute vorübergegangen. An all dem jungen Werden und Wachsen einer Liebe, die voll schlichtester Wahrheit selbstsicher in sich beruhend, neben ihr blühte.

Und dies alte, ewig neue, wunderreichste Erleben, an der Tochter geschehen, war ihr, der Mutter bis heute verborgen . . .

So sehr hatte das andere alles in ihr erfüllt, daß ihr Muttergefühl selbst darin ertrank. —

„Na, da seid Ihr ja . . . Morgen beisammen. Mein Sohn Jasper legt flotteres Tempo vor als Sie, Wil. Ich war nämlich Wils Benzinbraut heute. Wir fuhren links herum.“

Aglai Bezingen, etwas abgelenkt und rastloser denn je, sieht von einem zum anderen.

„Ehrlich gesagt, Kinder, ich habe mich ganz gern um die Nacht in der Spukbude gedrückt. Immer ist da irgend etwas nicht in Ordnung. Mal rasseln die Hunde die halbe Nacht mit ihren Ketten, dann knarren schlecht schließende Türen . . . Nicht wahr, Wil? Wir waren ein paarmal hier draußen? Immer gestörte Nächte . . . Und ihr . . . Heute?“

Sie war sehr gestört, diese Nacht. Ich hatte einen törichten Traum . . . Benita Mironows Augen halten die unruhigen Aglais fest.

„Na also, dann stimmt's ja“, erklärte Aglai, nimmt Wil Rennberg den eleganten Jagdstock aus der Hand und klappt ihn mitten auf der Wiese, am Ende der Waldschneise auf.

Bleiben wir gleich hier. Die Bönne kann das Frühstück herausschaffen. Ich finde es höchst interessant da. Es soll der Schauplatz des Dramas sein, das unsere verbliebenen Ahnen aufführten. Dort, wo Herr Sollern steht, war der Schütze, der die beiden Meisterschüsse tat . . . sagt man . . .“ (Fortf. folgt.)

In den Kaiserpalästen zu Peking.

Von Dr. Erwin Stranik.

Weltreisen in unseren Tagen unterscheiden sich wesentlich von solchen in früherer Zeit. Denn während man sich einst meist damit begnügen mußte, der fremden Länder größte Herrlichkeiten von außen zu betrachten, jeder Einblick in ihr Inneres aber streng verwehrt wurde, öffnen nun selbst die reservatsten Paläste dem Besucher willig ihre Tore und auch die Monarchen, ob noch regierend oder bereits abgesetzt, stehen gerne zu einem kurzen Gespräch zur Verfügung. Uralte Geheimnisse schließen sich heute willig auf und sogar der berühmte Zenit-Palast zu Peking, eigentlich eine ganze Kolonie von Palästen, Tempeln, Theatern und Gärten, durch Jahrhunderte eine „verbotene Stadt“ und Sitz der regierenden Herrscher der Mandschu-Dynastie, kann jetzt für ein kleines Trinkgeld in all seinen Sehenswürdigkeiten bestaunt und bewundert werden. Mitten in der Tatarenstadt Pekings (d. h. „nördliche Hauptstadt“, im Gegensatz zu Nanjing,

„Südliche Hauptstadt“) erhebt sich dieses Wahrzeichen Chinas als ein von einer Mauer umgebener gewaltiger Gebäudekomplex. Vier Tore, nach den vier Himmelsrichtungen zu gelegen, bilden die Eingänge. Ein künstlicher See, den einst die kostbarsten Holz- und Marmorbarassen zierten, Gärten und Baumanlagen füllen den größten Teil des Raumes innerhalb der Mauer. Die Gebäude selber wieder bestehen aus einer Menge von Einzelhäusern, die alle aus roten Backsteinen erbaut sind. Nur die Dächer unterscheiden die Bewohner: die des Palastes sind gelb, da Gelb die Farbe des kaiserlichen Hauses ist, die Wohnungen der Mandarins und Regierungsbureaus tragen hellgrüne Schmelz, die Tempeldächer sind in dunkelblauer Farbe gehalten. Die großen freien Plätze vor den einzelnen Gebäuden hat man ebenfalls mit glasierten Ziegeln in den entsprechenden Farben gepflastert.

Unheimliche Stille lastet über dem gewaltigen Gebäudekomplex, den wachsame Steinklöwen und Drachen, die Sinnbilder aller Abwehr des Übels, beschützen, und ein schwerer blauer Himmel in wolkenloser Reinheit überkuppelt, nur die schlurrenden Schritte des Führers hallen durch die verlassenen Gemächer, aus denen 1924 eine rohe Soldateska ihren letzten Herrscher Ösilantung vertrieb, nachdem dieser schon 1912 dem Thron und seiner Gewalt entsagt hatte. Zwischen den Steinklöwen, deren Platten springen, wuchert Unkraut, verlassen stehen Störche und Schildkröten aus Bronze in den Höfen, über die Marmorböden der geheimsten Treppen, die vor der Ausrufung der Republik nur die Füße der Mitglieder des Kaiserhauses betreten durften, — verirrt sich ein anderer Sterblicher hierher, verfiel er unweigerlich dem Tode, wie es das Hausgesetz gebot, — steigt man zu den Zimmern empor, die Heutagiergeige völlig ausplünderten oder in die man, aller Tradition zum Lohn, billiges europäisches Mobiliar zusammenpferchte, ohne Verständnis für die Form, die diese architektonischen Erzeugnisse Jahrtausende alter Kulturen erfordert.

Zwar existiert immer noch der wundervolle Parkweg, der 1½ Kilometer weit durch die kaiserlichen Gärten führt, aus Teakholz erbaut, überreich mit Malereien aus der Geschichte Chinas verziert, stehen noch die einzelnen Pavillons, die in Abständen von je einer Meile diesen Gang unterbrechen und zur Ruhe laden, doch die Gärten selber sind vernachlässigt und ermangeln jeglicher Pflege. Auch beim Betreten des Wenhuatien, der „Halle der Literatur-Blüten“, beschleicht einem trauriges Gefühl. In diesem älteren Gebäude von massigen Dimensionen im südöstlichen Teil des Palastes wurde einst im zweiten Monat eines jeden Jahres eine literarische Feierlichkeit abgehalten, bei der dem Kaiser von einigen hervorragenden Mitgliedern der Haikun-Akademie Vorträge über die chinesischen Klassiker gehalten wurden. Bei diesem zeremoniell äußerst wichtigen Fest hatten alle Präsidenten und Vizepräsidenten sämtlicher Ministerien sowie alle hohen Würdenträger des Staates zugegen zu sein. Heute liegen die Säle leer, verlassen, und kein Gelehrter spricht mehr in ihnen über seine wissenschaftlichen Entdeckungen in der Dichtkunst vergangener Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende.

Die vielen Tore, Mauern, Gebäude und Zimmer besitzen alle ihre eigenen Namen. Im Osten zum Beispiel befindet sich das „Tunghuamen“, das „östliche Blumentor“, durch das im Dezember 1894 auf Drängen der fremdländischen Gesandtschaften diese erstmalig zum Kaiser von China anlässlich des 60. Geburtstages der Kaiserin-Regentin in die „verbotene Stadt“ geführt wurden. Vor dem eigentlichen Palast liegt das „Chuanhsintien“ (die „Halle der Offenbarung der Herzengüte“), ein kleineres, dreigeteiltes Gebäude, wo einstmal den mythischen Kaisern und den alten Weisen Opfer dargebracht wurden, bis es in späteren Jahren als Wartehalle Verwendung fand. Zum Wenhuatien, der „Halle der Literatur-Blüten“, schreitet man durch das Wenhuanen, das „Tor der Blüten der Literatur“, u.ä. Unmöglich ist es, sich alle diese Namen zu merken, deren reiche Fülle in bedächtiger Gelassenheit von des Führers Lippen mit der gleichen Selbstverständlichkeit träufelt, wie ein anderer etwa das Alphabet herunterplappert.

Weiter schreitet man in flaunender Ergriffenheit, eilt über Brücken aus Granit und Marmor, bis man zu den Frauenpalästen gelangt, deren jeder einen eigenen Hof besitzt, der durch verschließbare Türen mit den anderen Höfen in Verbindung steht, so daß die einzelnen Damen ganz nach ihrem eigenen oder ihrer Herren Wunsch mit den anderen Frauen des Palastes zusammenkommen oder sich abschließen konnten. Auch hier herrscht unsäglich Leere, eine Unheimlichkeit, die beklemmend wirkt. Nicht nur eine Dynastie scheint aus diesem Palast vertrieben — eine ganze Welt scheint untergegangen zu sein.

Und deshalb vermag man auch kaum noch den letzten Kaiser mit dem Schlosse seiner Ahnen in Verbindung zu bringen. Als er und seine Gattin, die noch mit Puppen

spielte, da sie fliehen mußten, unter dem Schutze Japans nach Tientsin gebracht wurden, sorgte niemand mehr für Brunn. Eine Zeitlang mußte der entthronte Monarch in einem einfachen Vorstadthaus zwischen Fabriksmöbeln billiger Sorte hausen, legte in dieser Zeit selbst seinen Namen, der einst so viel Glanz hätte verstrahlen sollen, ab und wurde zu einem einfachen Privatmann, der sich Puqi nennt.

Heute wohnt Puqi bereits wieder um vieles eleganter in der japanischen Konzession von Tientsin in einem Hause, das, ganz im Stile des kaiserlichen Palastes erbaut, mitten in einem prachtvollen und weitausgedehnten Park gelegen ist, mit seiner Gemahlin. Erst 27 Jahre alt, sieht der junge Exkaiser doch bereits um vieles reifer aus. Er trägt stets europäische Kleidung, spricht fließend englisch, ist aber von fränkischer Müdigkeit und trotz der vornehmen Gelassenheit seines Wesens meist von einer nicht zu verkennenden Melancholie erfüllt. Mit Wehmut gedenkt er — nicht seiner verlorenen Macht, nur seines einstigen Besites. Ihn einmal wiederzusehen und Europa kennen zu lernen, sind Puqis Hauptwünsche.

„Über nur als Privatmann“, meinte er, „nur noch als Privatmann möchte ich in China und Europa leben, niemals mehr als Herrscher, obwohl ich fest davon überzeugt bin, daß nach diesem unseligen Bürgerkriege, der mein ganzes Land verwüstet und Millionen armer Chinesen in den Hungertod treibt, sich die Macht wieder in den Händen eines Monarchen, eines Kaisers, vereinigen wird. Doch um ein solcher im Sinne der geheiligten Tradition unseres Landes zu sein, müßte er sich als Vater des gesamten Volkes fühlen, und auch als Vater von diesem verehrt werden. Das jedoch, glaube ich, würde bei mir niemals der Fall sein. Deshalb entsagte ich auch bereits 1912 dem Thron: nicht etwa, weil ich fürchtete, von den meuternden Truppen einfach abgesetzt und vertrieben zu werden, wenn ich nicht freiwillig ginge, sondern weil ich fühlte, daß mir, der wohl auch zu jung die Würde eines Kaisers von China hätte übernehmen sollen, das Vertrauen der Untergebenen fehlte, dessen ich doch so dringend bedurft hätte. So verzichtete ich auf meine erbten Rechte und legte die Krone in die Hände anderer. Daß sie sich als derartige Schwächlinge entpuppen würden, die keine Ordnung im Lande zu halten verstünden, das konnte ich freilich nicht voraussehen. Nun muß China schwere Jahre durchleben und ich kann ihm nicht helfen, trotzdem ich so gerne bereit wäre, mein Leben für mein geliebtes Vaterland in die Waagschale zu werfen. Ich kann nichts anderes hier in der Verbannung tun, als mich mit den Überlieferungen der großen chinesischen Vergangenheit zu beschäftigen. Und wenn ich einmal ein paar ruhige, ausgiebige Stunden finde, dann will ich diese lieber zum Dichten benützen als zum regieren.“

So sprach der junge Exkaiser von China, der letzte Sproß aus jener berühmten Dynastie, dem stets Hunderte von Offizieren und Eunuchen, Tausende von Palastgardisten und Leibwächter folgten, sobald sich einer der Söhne der Sonne erhob, um auch nur ein paar Schritte von einem Zimmer des großen Palastes zu Peking in das andere zu tun.

Eine Welt, die niemals wiederkehrt, tat sich auf. Wie die Zukunft nochmals solche tiefe symbolische Phantasien gebären, wie sie der Jahrtausende alten Kultur des Kaiserthums in China innewohnte? Es ist kaum anzunehmen.

Das Schweigegeld.

(Eine Geschichte aus Österreich.)

Von Franz Turba.

Drei Sachen hat der Kramelhuber für sein Leben gern: das Geld, seine Pfeife und das Reden.

Zum Kramelhuber Martin kommt im Sommer der Rechtsanwalt Dr. Bierhanßl auf das Land. Der Rechtsanwalt ist bei dem Kramelhuber recht leutselig, geht den ganzen Tag in der kurzen Lederhose herum, begleitet den Bauer auf das Feld, auf die Wiese, in den Wald und tut ganz so, als ob er sich nirgends so wohl als auf dem Dorfe fühlen könnte.

Im Herbst beim Abschied ladet Dr. Bierhanßl den Bauer zu einem Besuch in die Stadt ein. Der Rechtsanwalt meint, die Stadt ist weit und der Winter noch fern, die Bahnfahrt kostet Geld und die Einladung wird darum bald vergessen sein. Aber der Kramelhuber sagt „ja“, meint „ja“ und teilt im Oktober in einem Briefe dem Dr. Bierhanßl seine bevorstehende Ankunft mit.

Verflirt, jetzt beginnt der Rechtsanwalt seine vorläufige Einladung zu bereuen. Denn in der Stadt geht natürlich Dr. Bierhanßl nicht in der Lederhose herum, im Herbst interessiert es ihn nicht, wie die Kartoffeln auf dem Felde behandelt werden müssen, er trägt im Winter einen feinen Gesellschaftsanzug, raucht Zigarren und in seinem Hause

verschmäht man sogar die Verwendung von künstlichen Riechstoffen nicht.

Und wenn jetzt der Kramelhuber mit seiner alten, nimmermüden Dorfweise in dieses Heim einfällt und vielleicht draußen auf der Straße oder in Gesellschaft anderer Leute mit seinem breiten Reden anhebt . . . !

Also den Gebrauch der Pfeife kann man dem Martin während seiner Anwesenheit in der Stadt schon abgewöhnen, denn erstens gibt es Zigarren, und dann muß man den Kramelhuber zum Speisen einladen und während des Essens hat der Rauchtabak Schonzeit. Denn der Kramelhuber liebt für sein Leben gern auch ein gutes und reichliches Essen.

Aber das viele Reden, das Erzählen und Fragen! Und gar wenn Dr. Bierhansl seinen Gast, wie dieser es wünscht, in den Tiergarten führt und dort der Martin breit und laut verschiedene befehlende Unterweisungen einholt und dazwischen seine eigene Meinung zum besten gibt!

Nein, nein, den Drang zum Fragen und Erzählen, das Bedürfnis zu reden muß man dem Martin während seines Aufenthalts auf der Straße und im Tiergarten unterbinden, vollständig unterbinden.

„Sie, Herr Kramelhuber“, fragt Dr. Bierhansl, als der Besucher in der Wohnung sitzt, „möchten Sie sich nicht während Ihres Aufenthalts bei uns etwas verdienen?“

„Verdienen?“ wiederholt der Bauer und nimmt für einen Augenblick die Pfeife aus dem Mund.

„Ja, ja, Sie können sich ohne besondere Arbeit und Mühe leicht 15 S. erwerben.“

„15 S.? Und was muß ich dazu tun?“

„Nichts weiter, als daß Sie mir zum Gewinnen einer Wette verhelfen.“

„Was ist das für eine Wette? Sagen Sie, Herr Doktor, was ich zu tun habe! Was geschehen kann, geschieht.“

„Sie haben nichts anderes zu tun, als dann, wenn wir mittags in den Tiergarten fahren, zu schweigen, vollständig zu schweigen, kein einziges Wort zu sagen und zu fragen.“

„Nichts zu reden?“ fragt der Kramelhuber.

„Ja, ja, von dem Augenblick an, wo wir beide miteinander hier bei der Wohnungstür hinausgehen, bis zu der Minute, in der wir zurückkommen, dürfen Sie kein einziges Wort sprechen. Ich habe gewettet, daß Sie dieses Kunststück zustande bringen, meine Frau behauptet das Gegenteil. Wenn ich verliere, kostet mich dieser Spaß einen neuen Hut. Einen Damenhut natürlich. Und schöne Damenhüte, wie sie meine Frau wünscht, sind nicht unter 50 S. zu bekommen. Ich opfere also gerne 15 S., wenn ich bei dieser Sache Recht behalte.“

Fünfzehn Schillinge! Ja, mit 15 S. kann der Kramelhuber doch bereits die Kosten der Bahnfahrt bestreiten! Ja, da muß er schweigen, vollständig schweigen, denn Geld, natürlich Geld gehört doch ebenfalls zu den Dingen, die der Martin für sein Leben gern hat!

„Sehen Sie, Herr Kramelhuber“, nimmt Dr. Bierhansl zwei Geldnoten aus seiner Brieftasche und legt sie auf den Schreibtisch hin, „hier haben wir 15 S.! Wenn wir zurückkommen und ich die Wette gewonnen habe, gehört das Geld Ihnen. Sie müssen aber damit rechnen, daß uns meine Frau einen unbekannten Zeugen nachschickt und Ihnen jemand eine Falle legt. Lassen Sie sich darum bei keiner Gelegenheit ein plötzliches Wort entlocken und stellen Sie sich, wenn es nicht anders geht, andauernd stumm, ja, am besten taubstumm! Und wenn Ihnen das Schweigen schwer, sehr schwer fällt, dann rauchen Sie eine von den Zigarren, die ich Ihnen hier zur Verfügung stelle. Die Pfeife lassen wir zurück.“

Der Bauer beißt also tapfer die Zähne zusammen, beschließt zu schweigen, vollständig zu schweigen und hält mit seinem Entschluß unbeugsam durch. Zwei Stunden ist er mit seinem Gastfreunde fort, und nicht ein Wort, nicht ein einziger Laut kommt während dieser Zeit aus seinem Munde hervor.

„Großartig!“ ruft Dr. Bierhansl, als sie zurück sind. „Hier haben Sie Ihre 15 S.! Sie haben sich dieses Geld redlich verdient. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie bis zum Schluß so unentwegt schweigen würden.“

„Mein Gott“, läßt der Kramelhuber das Geld in seiner Brieftasche verschwinden, „ich hab' in meinem Leben schon härtere Arbeiten leisten müssen. Nur einmal, ein einziges Mal, hat mir die Sache Mühe gemacht und die Wette wäre bald durch ein unüberlegtes, voreiliges Wort verloren gegangen. Aber zur rechten Zeit hab' ich noch an die 15 S. gedacht und mich erinnert, daß der Herr Doktor selber gesagt hat, ich soll mich bei keiner Gelegenheit durch eine Falle überbumpeln lassen.“

„Wann war das?“ fragt Dr. Bierhansl.

„Das war, wie wir auf der Straßenbahn gefahren sind. Wir stehen eingezwängt rückwärts auf der Plattform, da

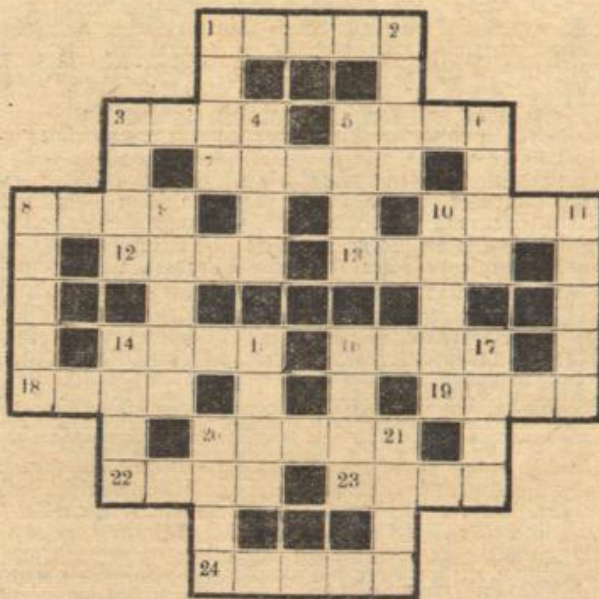
sehe ich, wie ein feiner, junger Mann mit seiner Hand aus Ihrem Rocke die Brieftasche herausholt, dabei tut, als ob nichts gewesen wäre, dann plötzlich vom Wagen abspringt und verschwindet. Teufel, in diesem Augenblick gibt es mir einen Riß, ich will schreien, aber zur rechten Zeit fällt mir die Wette ein, ich fahre mit der Hand über den Mund und bin froh, daß ich nicht in diese Falle gegangen bin . . .“

Dr. Bierhansl wird bei dieser Erzählung plötzlich bleich, fährt mit der Hand in die Rocktasche — Donnerwetter, die Brieftasche ist tatsächlich verschwunden, von einem Taschendieb gestohlen worden!

Und in dieser Brieftasche haben sich 400 S. befunden! 400 S., das ist ein zu teuer bezahltes Schweigegeld! Und dazu noch die 15 S. für den Kramelhuber Martin!

Dr. Bierhansl ist Rechtsanwalt! Und als Rechtsanwalt weiß er aus vielen Gerichtssachen, daß Reden Silber und Schweigen meist Gold ist. Aber diesmal, nein diesmal ist das so teuer erkaufte Schweigen wirklich nicht Gold gewesen!

Kreuzworträtsel.



Von oben nach unten: 1. Singvogel. 2. Metallbehälter für Pasten und Cremes. 3. Künstlerisches Werk. 4. Chinesischer Hafenarbeiter. 5. Anmeldung einer Warensehung. 6. Aufzugsvorrichtung für Personen. 7. Künstliche Wasserstraße. 8. Sternbild. 9. Europäische Hauptstadt. 10. Brauner Farbstoff. 11. Englischer Dichter. 12. Behälter. 13. Gewürz. 14. Einzelsport. 15. Fluß in Ostpreußen. 16. Sportsmannschaft. — Von links nach rechts: 1. Drama von Goethe. 2. Geldinstitut. 3. Alttestamentliche Gestalt. 4. Scharfe Weggrenzung. 5. Handelsgewicht. 6. Schöner Vogel. 7. Zahlwort. 8. Beliebtes Kartenspiel. 9. Familienangehöriger. 10. Heiliger Stier. 11. Nebenfluß des Rheins. 12. Gepolstertes Möbelstück. 13. Monatsname. 14. Raubtier der russischen Steppe. 15. Getreidepflanze. 16. Wald- und Heidepflanze.

Auflösung des Silberrätsels in Nr. 49: 1. Elfe. 2. Spanien. 3. Giebel. 4. Äler. 5. Ballon. 6. Tresse. 7. John. 8. Meerschwein. 9. Mulde. 10. Ellenbein. 11. Ratte. 12. Nase. 13. Ohio. 14. Cremona. 15. Havel. 16. Ziege. 17. Unruhe. 18. Bohrwinkel. 19. Furg. 20. Esel. 21. Lotse. 22. Ufist. 23. Ronne. (Es gibt immer noch zu viele Unfälle, helfst sie verhüten!)

Scherz und Spott

Wie die Alten singen . . . „Jedesmal, wenn du unartig bist, bekomme ich ein neues graues Haar“, sagte der bekümmerte Vater. — „Na, da mußt du aber ein großer Lausbub gewesen sein“, erwiderte das Söhnchen. „Sieh dir mal Großpapa an.“

Entschuldigung. „Jetzt bist du schon zum zwölftenmal am Büfett gewesen“, sagte die Gattin entrüstet auf dem Ball. — „Ich sage immer, ich muß für dich etwas holen.“